

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 38

Artikel: Die Frau Major [Fortsetzung]
Autor: Haller, Lilli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639678>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

20. September

□ □ Der Herbst. □ □

Don Ernst Schärer, Bern.

Von Sommerfesten jäh erlöschner Glut
Ein letzter Sonnenkringel noch am Hut,
Den weiten Mantel rostger Farben voll,
Daß jeder denkt: der Mann ist sicher toll!
Im Haar ein Glimmerschein vom Spinnennest,
Im Schlüffelbecher noch ein Rotweinrest
Von sonngekochtem blauem Traubensaft,
Den er vom Bergabhang noch mitgebracht:
Sah ich den Herbst hinüberlauschen
Nach Wäldern, die grünlaubig rauschen,
Und blicken scheu in jedes Gartentor,
Daraus sich lust ein flüchtig Lied verlor,
In dem der stolzen Jugend goldnes Haar
Von Sommerfäden noch umwoben war. —

Er lächelte; den Kopf zurückgelegt
Grüßt' er die Wolke, die vorbeigefegt,
Grüßt' seines Heeres wilde Vorhutstrolche,
Die Schar der feuchten Nebelreiter Rosse,
Die Saufwinde und die Schauerregen,
Die einen Sommer lang im Ried gelegen. —

Kuhglocken läuten fern; der Erde Hauch
Vermischt sich mit Kartoffelfeuerrauch.

Ein Wirbelsturm schlug mit verwegnem Takt
Ein Blätterbacchanal! — Der Wald stand nackt!

Verweht das letzte Blatt von Strauch und Baum,
Der Jugend Luft, des Sommers reifer Traum! —

Die Frau Major.

Don Lilli Haller.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 1. Preis.)

4.

Daß ein großer Umschwung in der öffentlichen Meinung zu ihren Ungunsten stattgefunden, merkte aber die arglose Albertine Walter erst so recht, als sie einmal unvorsichtigerweise Seite an Seite mit dem Doktor durch die Gänge promenierte. Da war Jungfer Moser mit ihrer altmodischen Spitzenmantille, die Schlüsselblümchenkapote ganz hinten am Kopf, gerade die Treppe hinauf gehaftet. Kaum hatte sie die beiden erblickt, war sie, die moralische Entrüstung in Person, an dem Paar vorbeigeschossen, mit einem Seitenblick voll so grenzenloser Verachtung, daß sie einen ganzen Armsünderkarren voll Mörder und Mordgesellen hätte in Grund und Boden bohren können. Die Schuldbeladene aber konnte kaum das Lachen unterdrücken und beschloß, trotz allem und jedem, ihren Freund jeden Abend von acht bis halb zehn weiter zu empfangen.

* * *

Ganze Tage lang steckte die Frau Major auf dem Kirchenfeld. Totmüde, mit schmerzdem Kreuz und matten

Knieen war sie eines Abends wieder in den Spittel zurückgekehrt und erklärte mit Großmutterstolz der alten Frau Blau, im Hause ihres Schwiegersohns, des Herrn Dr. Bühler, sei ein Junge zur Welt gekommen. Wie eine unendliche Wohlthat empfand sie die Stille und Trautheit ihrer Niesenstube nach den aufregenden, letzten Tagen. Sie saß im Lehnstuhl neben dem grünen Kachelofen, ruhte ihren müden Rücken aus und hielt die Augen geschlossen. Sie dachte an den kleinen, krebbsroten Großsohn und fragte sich, ob sein Vater ihn wohl Heinrich taufen werde, denn Heinrich war der Name des verstorbenen, edlen Majors gewesen. Natürlich würde sie es nie gewagt haben, der gebiegenen Persönlichkeit des Herrn Schwiegersohns mit eigenen Wünschen in der Taufsache zu nahe zu treten; aber dem Rättheli, das alles so brav und mutig überstanden, dem hatte sie leise Andeutungen gemacht, wie ungefähr der krebbsrote Junge getauft werden konnte. Hoffentlich gelang es der jungen, selbst im Wochenbett rofigen Mutter, das Schicksal zum Besten zu lenken.

Acht Tage später feierte die Frau Major ihren 65. Geburtstag. Am Abend vorher hatte sie ihrer Tochter auf dem Kirchensfeld einen Besuch abgestattet, und dort war ihr geheimnisvoll mitgeteilt worden, es erwarte sie auf morgen eine große, große Ueberraschung. Und schon um neun in der Frühe überbrachte der brummige Portier der Geburtstäglichen ein kleines Paket. Rasch löste sie die Umhüllung. Obenauf lag ein Zettel von Frau Käthelis Hand, in dem der Mama alles Glück zum hohen Tage gewünscht wurde mit der Beifügung, der Bub werde zu ihren Ehren Heinrich getauft. Und der Inhalt des Schächtelchens stelle etwas dar, das Mama in Freude und Gesundheit noch lange Jahre tragen möge. Die Frau Major wickelte aus. Was lag im Schächtelchen? Eine lange, macht- und prachtvolle Uhrkette aus mattem Gold, jedes Kinglein aus verschlungenen Goldfaden kunstvoll gewunden und das Ganze zusammengehalten durch ein verschörkeltes Reifchen, auf dem ein roter Stein markig und wohlhabend saß. Wäre die Frau Major nicht, die Kette um den Hals, vor den Spiegel getreten, so würden ihr sicher Freudentränen in die alten Augen gestiegen sein. So aber bewunderte sie sich heimlich von rechts und links, fand, das Prachtsding nehme sich sehr gut aus und legte es hierauf sorgfältig wieder in die blaue Watte der Schachtel. Sollte sie zu Frau Blau gehen und ihr den erfüllten, letzten Lebenswunsch vorführen? Rein, es nahm sich entschieden besser aus, wenn man seine Freude nicht so kindlich äußerte, sondern bei Gelegenheit, ganz unauffällig, aber trefflicher, die Sache vor den Augen der Neugierigen ins rechte Licht rückte. Die Gelegenheit würde sich übrigens bald finden, denn — der glückliche Gedanke war jeben in einer Art von freischem Lebenswallen in der Brust der Majorin aufgestiegen — sie hatte im Sinne, zur Feier des nach außen und innen so festlichen Tages Frau Blau und noch zwei andere Tischgängerinnen zu einer Droschkensahrt einzuladen. Und zwar eine Droschkensahrt — mit Ueberraschung! Sie eilte zu Frau Blau; gern sagte diese zu und trippelte bereits in ihrer Stube herum nach den nötigen Siebensachen, obwohl noch sehr viel Zeit bis zur Ausfahrt übrig blieb. Jungfer Moser mit der Sammtmascje nahm natürlich die Einladung sehr gerne an, dankte bereits außerordentlich umständlich, und die selbstgehäkelte Jungfer Trachsel leuchtete direkt ob der angenehmen Unterbrechung des Alltags.

Punkt drei Uhr sollte die Droschke drunten vor dem Portal vorfahren. Es war ein warmer, klarer, himmelblauer Julitag. Zehn Minuten vor der bestimmten Zeit rauschte die Frau Major in ihrem neuen Brunekleid durch den Gang. Unter dem schwarzen Tuchfragen mit der Tüllkrüschle um den Hals trug sie diskret die prachtvolle Uhrkette. Auf dem Kopf saß ihr schmuck die Sonntagskapotte mit der Zaisrosette. Entschieden war sie eine stattliche Frau, die sich in jeder Droschke gut ausnahm. Frau Blau saß seit einer halben Stunde wartend und sonntäglich aufgepußt auf ihrem niedern Strohhütlchen neben dem Arbeitstisch. Die Storen waren tief heruntergelassen, so daß es im Zimmer recht dunkel war, als die Frau Major zum Abholen kam. „Kommen Sie schnell,“ rief ihre Stimme ins Dunkel hinein, „gleich fährt die Droschke vor!“

Die beiden Frauen stiegen die Treppen hinunter. Unten beim hohen Portal warteten bereits die andern

Eingeladenen. Jungfer Moser trug ihre altmodische Spitzenmantille und die Schlüsselblümchenkapotte, an den Händen braune Halbhandschuhe mit Quästchen drauf, die immer hin und her baumelten. Wie festlich aber sah Jungfer Trachsel aus! Ueber einer gelben Seidenblouse prangte ein selbstgehäkelter Leberwurf aus Seidengarn, der am Hals durch eine Brosche aus Großtantenhaar zusammengehalten wurde. Zum Schutze gegen die Sonne hatte sie ein blaues Pince-nez aufgesetzt; ein grünes Ledertäschchen, das sie auf all ihren Ausgängen begleitete, hing ihr an einem Stahlkettchen vom Gürtel herab. —

Von der Heiliggeistkirche läutete es drei Uhr. Der Kutscher stieg ab und öffnete den Wagenschlag. Guckte wohl Frau Känsch oben zum Fenster hinaus? Die Majorin schielte hinauf. Ja, natürlich, da erschien ihr Kopf gerade unter der Store. Recht so. Am Fenster seiner Stube stand der brummige Portier und guckte auch. Man hat's und man kann's. Breit und aufrecht setzt sich die Frau Major neben Frau Blau auf den Rücksiß. „Die Polster sind ganz heiß von der Sonne,“ meint die kleine Greisin und drückt sich in den Wagenwinkel wie ein Knäuelchen Menschentum.

Die beiden Jungfern halten sich steif aufrecht auf dem Bänkehen hinter dem Rücken des Kutschers. „Ich möchte meinen Sonnenschirm aufmachen,“ beginnt Jungfer Moser, „aber ich fürchte, es könnte Sie genieren, Frau Major.“

Diese lehnt sich zurück und rafft die Falten ihres Brunekleides zusammen. „Sie genieren mich gar nicht,“ beruhigt sie und schielt jetzt nach den vergitterten Fenstern des Verwalters, ob er am Ende auch den stattlichen Wagen mit den gelben Nädern bemerke. Er ist nirgends zu entdecken. Aber kommt er da nicht in eigener Person gerade aus dem Hof geschritten? Ja, er ist's. Er nähert sich. „Nach Wabern!“ kommandiert da die Frau Major großartig — und der Wagen fährt majestätisch davon. Man hat's und man kann's.

Es geht den Hirschengraben hinunter, die Effingerstraße, am Waisenhaus vorbei. Jungfer Moser deutet nach dem Haus im Grünen.

„Das erinnert an die Jugend,“ sagt sie wehmütig und gibt sich alle Mühe, den Sonnenschirm nicht in die Saiskapotte der Frau Major zu bohren.

„Geht da nicht Fräulein Müller, dort die Lange?“ fragt Jungfer Trachsel. Alle vier Köpfe strecken sich vor.

„Ja, das ist sie,“ bestätigt man.

„Von welchen Müller ist das eigentlich?“ forscht die alte Frau Blau.

„Vom Pfarrer von Gurzelen,“ entgegnet Jungfer Moser mit der Sicherheit einer unfehlbaren Chronik.

„Verwechseln Sie ihn nicht mit dem Doktor Müller? Der war von Gurzelen,“ fragt wieder Frau Blau.

„Nein, nein,“ beharrt Jungfer Moser sehr bestimmt. „Der Pfarrer hatte eine geborne Sturzenegger zur Frau, von der Spezereihandlung Sturzenegger an der Narbergergasse. Der Doktor aber war zwei Mal verheiratet; das erste Mal mit der Tochter des Arztes König von Herzogenbuchsee und das zweite Mal mit der Tochter von Pfarrer Jäggi von Sumiswald. Nur mit seiner ersten Frau hatte er Kinder, die sind gestorben. Der Pfarrer Müller aber hatte zwei Söhne und drei Mädchen. Das älteste ist die lange Jungfer Müller dort.“

„Er muß mit seinen Kindern viel Unglück gehabt haben,“ bemerkt Frau Blau.

„Kinder sind nicht immer ein Segen,“ entgegnet Jungfer Moser schwermütig. Und nun hat sie glücklich ihren Sonnenschirm in die Faizrossette der Frau Major eingehackt.

Diese zieht den Kopf energisch zurück. Ihr Tuchfragen lüftet sich bei dem Ruck wie unabsichtlich. „Excusez“, sagt tief bestürzt die Schuldige, bemerkt aber zur selben Zeit auf der Brunebrust der Frau Major den gewaltigen Goldglanz.

„Wie prachtvoll,“ ruft sie aus und nähert Kopf, Nase, Augen, Hände, dem Gegenstand ihres Interesses. „Wohl ein Geburtstagsgeschenk?“

„Von meinem Schwiegersohn, Herrn Dr. Bühler,“ entgegnet die Majorin so vornehm nachlässig, als ob diese Kette niemals ihres Herzens heißester Wunsch und seligstes Verlangen gewesen wäre.

„Delizios,“ tönt es von allen Seiten. „Das ist gewiß ein ächter Rubin?“

Jungfer Trachsel deutet auf das Zusammenhalterchen mit dem markigen, wohlhabenden Stein. „Ich denke,“ entgegnet die Bewunderte pompösfeierlich, „mein Schwiegersohn, der Herr Dr. Bühler, schenkt nur ächte Sachen.“ „Delizios,“ sagt wieder jemand. Da wendet sich auch der Kutscher langsam und unauffällig auf dem Boock um und schießt nach der gepriesenen Uhrkette.

Man ist bereits im Weißenbühl und fährt Babern entgegen. Links liegt die Stadt mit Häusern, Kuppeln und Türmen, durchwoben von Grün und Blumen, umschlungen von der blauen Zärtlichkeit der Aare.

Nun fährt man beim Sprengergut um die Ecke. „Zur Gartenwirtschaft hinauf,“ kommandiert die Frau Major.

„Ich glaube, man hat eine Ueberraschung mit uns vor,“ lächelt Jungfer Trachsel und schmunzelt innerlich.

Der Wagen hält vor dem Garten mit den alten Kastanienbäumen. Man steigt aus und begiebt sich in kleinem, langsamem Zuge zu einem der grünen Tische. Noch immer hüllt sich die Frau Major in Schweigen. „Wunderschön ist's hier, so kühl und einladend,“ sagt sie bloß und lockert die Sammtbänder ihrer Faizkapotte, so daß sie wie zwei schwarze Streifen zu beiden Seiten auf ihre Schultern niederfallen. Jungfer Moser löst auch die Spitzenmantille, und ihre Nachbarin lüftet ein wenig den gehäkelten Kragen. Frau Blau aber wischt bloß ein winziges Schweißtröpfchen von der Oberlippe.

„Was wünschen die Damen?“ fragt die Kellnerin im weißen Schürzchen.

„Kaffee mit Erdbeerschnitten,“ bestellt die Frau Major vernehmlich und legt den großen, schwarzen, wohlhabenden Ribicule breitspurig auf die Tischplatte.

(Fortsetzung folgt.)

□ □ Herbstlaut. □ □

Don Sophie Hämmerli-Marti.

Großi, guldigi Summervögel
 Flüge=n-über d'Stroß,
 Flüge=n-us'em Wald uf's Säld:
 „Jest guetnacht du schöni Wält,
 Mir wänd goge schlofe.“

Ihre Summer isch verby,
 Ihri Sreud vergange.
 Ueber Nacht cha's Winter isy,
 S'heißt, es gäb en lange.
 Dodrum grueie sie dortund,

Anders chunt a d'Reihe:
 D'Chnospechindli, brun und rund,
 Traume scho vom Maie.

(„Großvaterliedli.“)

Die schweizerische Uhren-Industrie.

Sicherlich haben wir uns oft gefragt, was eigentlich die Alten machten, die das heute über die ganze Erde verbreitete Instrument zur Messung und Einteilung der Zeit, die Uhr, nicht kannten. Ob es ihnen genügte zu wissen, daß es ungefähr Frühling und Mittag oder annähernd Herbst und Abend sei. Und dann hat die Erforschung des Altertums herausgebracht, daß sie die Sonnenuhr kannten und daß sie die heute so gern als Attribut des Todes geltende Sanduhr schufen — um bestimmte Zeitabschnitte zu messen. Weiter ist bekannt geworden, daß bei den Ägyptern schon 600 Jahre vor Christi die Wasseruhr gebräuchlich war, die ebenfalls den Griechen und Römern als Zeitmesser diente.

Der Erfinder der Räderuhren ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Angeblich verfertigte der Abt Gerbert in Magdeburg um das Jahr 996 die erste Räderuhr. Aber erst im 12. Jahrhundert kann mit Sicherheit der Bau von Uhren mit Räderwerk nachgewiesen werden. Und zwar heißt es, hätten die Klöster als erste angefangen, Schlaguhren mit Räderwerk zu bauen. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts jedoch waren die Uhren auf dem Kontinent, wie in England, schon sehr verbreitet.

Die Taschenuhren hat, wie unzweifelhaft nachgewiesen werden kann, der Nürnberger Schlosser Peter Hele (1480 bis 1542) erfunden. 1511 hatte er die tragbare Uhr so vervollkommen, daß sie 40 Stunden ging und schlug. Nach ihrer Form hießen sie „Nürnberger Eier“. Das Ziffernblatt hatte aber nur einen Stundenzeiger. Der Minutenzeiger, ohne den wir uns heute keine Taschenuhr mehr denken können, wurde erst um das Jahr 1700 eingeführt und der Sekundenzeiger erst gegen 1790.

Die schweizerische Uhrenindustrie kennt drei Geburtsstätten. Genf, wo der aus Lutun im Burgund zugewanderte und 1587 ins genferische Bürgerrecht aufgenommene Charles Cusin die ersten Taschenuhren herstellte und wo sich die Uhrenmacher schon 1601 ein eigenes erstes Zunftreglement gaben. Die Herstellung der damals üblichen Spindeluhren (sogenannte Nürnberger Eier) erfolgte aber rein handwerksmäßig. Jeder Meister fertigte vollständig fertige Taschenuhren an; die Produktion war daher sehr gering und der Absatz klein, weil die Preise auch sehr hohe waren. Erst mit der ganz langsam vor sich gehenden Vervollkommnung der Werkzeuge und der Spezialisierung der Arbeit nahm die